

Joseph A. Kanofsky¹

Die Pädagogik Elie Wiesels: uns menschlicher machen

Die Pädagogik Elie Wiesels lässt sich nicht nur in seinen Schriften, sondern besonders auch in seiner Lehre an der Universität entdecken. Schlüssel-elemente seiner pädagogischen Methode, so wie sie in seinen Seminaren an der Boston University seit den 1980er Jahren wahrgenommen werden konnte, liefern hilfreiche Einsichten dazu, wie ein säkular geprägtes Seminar auf tief verwurzelte religiöse Elemente zurückgreift, um Studierenden zu ermöglichen, ihr Potenzial als menschliche Wesen wahrzunehmen – unabhängig von den Unterschieden ihres religiösen Hintergrunds und ihrer religiösen Vorlieben.

Jede dieser Strategien (und die Aufzählung ist keinesfalls erschöpfend) beruht auf der eigenen religiösen und kulturell-religiösen Erfahrung Elie Wiesels und wandelt sich von einem religiösen in ein säkulares Element. Dennoch lässt es spirituelle Empfindungen bei Studierenden entstehen, die dafür offen und bereit sind, sich auf diese Ebene einzulassen. Das Erstaunlichste dabei ist: Obwohl Wiesels eigene Erfahrung und Identität tief im Judentum verwurzelt waren, fand seine Lehre Resonanz bei Studierenden mit sehr unterschiedlichem religiösen Hintergrund, ebenso bei solchen ohne oder mit nur schwach ausgeprägter religiöser Zugehörigkeit, ja selbst dann, wenn es keinerlei entsprechende Bindung gab.

Im Folgenden möchte ich mich kurz mit vier Elementen der Pädagogik Elie Wiesels befassen: der Bedeutung der persönlichen Begegnung, dem Fragen und Diskutieren als Forschungsmethode, dem Gewicht von Geschichten und schließlich der paradoxen Wirkung, die Wiesels tief verwurzelte jüdische Identität und sein Selbstverständnis auf sein pädagogisches Engagement als Lehrer der Geisteswissenschaften hatten.

1 Begegnung

Elie Wiesel lehrte unter anderem am City College von New York, an der Universität Yale und am Eckerd College, seine längste Lehrtätigkeit war allerdings die als *Andrew W. Mellon-Professor in the Humanities* an der Boston University.

Wiesel begann seine Lehrtätigkeit in Boston im Jahr 1976 und lehrte bis 2011. In vielen dieser Studienjahre hielt er zwei Lehrveranstaltungen, die mit *Literatur der Erinnerung* betitelt waren und im Untertitel auf spezifische Inhalte verwiesen. Diese Seminare mit eingeschränktem Teilnehmerkreis waren an der Boston University in verschiedenen Studiengängen angesiedelt: als Kurse an der Philosophischen Fakultät (*Liberal Arts*) für fortgeschrittene Studenten vor dem Abschluss-examen, als Kurse an der Theologischen Fakultät (*School of Theology*) und im Bereich der sog. *University Professors Program courses*. Diese vielfältige Zuordnung machte es möglich, dass Studierende eines Verbunds von theologischen Ausbildungsstätten vor Ort, darunter *Harvard Divinity*, *Episcopal Divinity* und *Andover-Newton*, die Lehrveranstaltungen Elie Wiesels belegen konnten. Unter den Studenten Wiesels waren Laien und Ordinierte, Juden, Katholiken, Protestanten, Hindus, Buddhisten und vermutlich nicht wenige Agnostiker.

Wiesel selber lehnte es ab, sich irgendeiner der Hauptströmungen des amerikanischen Judentums zuzuordnen – er war zwar Mitglied einer orthodoxen Synagogengemeinde, bekannte sich aber weder zum Reformjudentum, noch zur konservativen, orthodoxen oder zur »rekonstruktivistischen« Strömung. Dagegen hingte er sich mit

1 **Dr. Joseph A. Kanofsky** ist Rabbiner der Kongregation Shaarei Torah in Toronto, Canada. Er erwarb seinen PhD an der Boston University im Bereich der vergleichenden Literaturwissenschaft und war in den 1990er Jahren Wissenschaftlicher Assistent Elie Wiesels. – Der vorliegende Beitrag wurde von Dr. Ulrich Ruh ins Deutsche übersetzt.

Stolz den Mantel des *Chassiden* um. Das traf in mehrfacher Hinsicht zu. Durch seine Herkunft und die Erziehung in mütterlicher Linie war er ein Nachfahre der volkstümlichen, mystischen, erfahrungsbezogenen und bisweilen selbst den Gedanken der Wiedergeburt einschließenden Bewegung im osteuropäischen Judentum des 18. Jahrhunderts, die die innere Haltung, Frömmigkeit, Güte und Aufrichtigkeit zu erstrangigen religiösen Ausdrucksformen erhob; gleichzeitig hielt sie die Loyalität zur religiösen Praxis aufrecht und widmete sich ihr sogar mit größerer Intensität.

Wiesel ließ oft die Lieder und Geschichten lebendig werden, die ihm sein Großvater mütterlicherseits beigebracht hatte, ein angesehener *Chassid* aus einer Untergruppe der *Wiznitzer Bewegung*. In einer späteren Lebensphase nahm er für sich die fortdauernde Identität als *Wiznitzer Chassid* in Anspruch und fügte hinzu, »... aber der *Lubavitcher Rebbe* ist mein *Rebbe*«.

(Ein *Rebbe* ist der charismatische Führer einer *chassidischen* Gemeinschaft, oft durch die geographische Herkunft der Gruppe identifiziert. Die Mitgliedschaft in einer Gemeinschaft kann ebenfalls geographisch oder kulturell bestimmt sein. Dagegen studieren die Anhänger eines bestimmten *Rebbes* die Lehre dieses besonderen *Rebbe*. Ihr religiöses Leben ist eine Resonanz der besonderen Vorgaben, des speziellen Rhythmus, die dieser jeweilige *Rebbe* verkörpert.)

Man kann die zentrale Bedeutung der persönlichen Begegnung in dem *chassidischen* Modell von *Führung*, für das der *Rebbe* steht, nicht hoch genug einschätzen. Man hat ihn als »spirituellen Ratgeber« (*Zalman Schacter*), als mystischen Wun-

dertäter (satirisch dargestellt in *I.J. Singers Yoshe Kalb*), als charismatischen Vermittler zu Gott beschreiben, der selbst über das Grab hinaus Zauberei erleichtern kann (*Nachman von Bratzlaw*), sogar als exemplarisches Vorbild des Gelehrten (*Schneur Zalman von Liadi*). Die Begegnung von Angesicht zu Angesicht zwischen *Chassid* und *Rebbe*, zwischen Anhänger bzw. Jünger und spirituell-religiösem Führer, ist in der *chassidischen* Weltsicht entscheidend. Sie kann extrem kurz sein, sich aber auch über ein ganzes Leben erstrecken. Sie kann höchst persönliche Ratschläge und Führung in spirituellen, aber auch weltlichen Angelegenheiten umfassen.

Um es klar zu sagen: Ich glaube nicht, dass sich Elie Wiesel selber als *Rebbe*, als charismatischen *chassidischen* Führer verstanden hat. Dennoch habe ich an anderer Stelle darauf hingewiesen,² dass er genau als solcher fungiert hat, für eine säkularisierte amerikanische Judenheit, stark mitgenommen durch die Verluste des *Holocaust* und traumatisiert durch ihr eigenes Schweigen über das Thema während des Zweiten Weltkriegs. Wiesel diente zweifellos, ob absichtlich oder nicht, dazu, zumindest einen Teil der amerikanischen Juden von ihrer Schuld als Überlebende zu befreien. In seinen universitären Lehrveranstaltungen lag das Schwergewicht allerdings nicht auf diesem Punkt.

Eine der wichtigsten Antriebskräfte für seine Lehre war es, direkte Begegnungen mit seinen Studenten zu knüpfen und zu fördern. Tatsächlich handelte es sich dabei um einen ungewöhnlichen und innovativen Aspekt seiner Lehrtätigkeit. Wiesels Seminare waren in ihrer Teilnehmerzahl strikt

2 Kanofsky, Joseph A. (1998): Elie Wiesel als Rebbe des zeitgenössischen amerikanischen Judentums, in: Boschki, Reinhold; Mensink, Dagmar (Hg.): Kultur allein ist nicht genug. Das Werk von Elie Wiesel – Herausforderung für Religion und Gesellschaft, Münster, S. 333 – 346.

begrenzt (50 Teilnehmer_innen pro Seminar, handverlesen von seinen Assistent_innen). Er verlangte, dass jede Studentin und jeder Student einzeln mit ihm zusammentraf. Wiesel nahm sich Zeit dafür, jede und jeden privat und gründlich über ihren Hintergrund zu befragen, über ihre Erfahrungen im Seminar und über ihre Ziele im Leben. Er stellte Fragen nach ihrem eigenen Leben und nach ihrer Weltsicht. Er bot ihnen Hilfe dabei an, mit ihrem Studium und ihrer Karriere weiter zu kommen, in jeder ihm möglichen Weise.

Ich weiß, dass sich einige Studierende seine weltweite Vernetzung zu Nutze machten. Er hielt persönliche Kontakte mit Studierenden jahrzehntelang aufrecht, nachdem sie dem Seminarraum Lebewohl gesagt hatten. Er ermutigte die Studierenden auch dazu, untereinander Beziehungen zu knüpfen, und schloss das Seminar zu Semesterende oft mit dem Wunsch, die Teilnehmer_innen sollten in Zukunft einander wieder treffen, sich daran erinnern, dass sie zusammen studiert hatten und ihre Gespräche fortsetzen.

Wiesel spürte offensichtlich, dass sich sein Lehren nicht nur durch Vortrag und Diskussion im Seminarraum vollziehen konnte, so fruchtbar das auch war. Er ließ die Überzeugung sichtbar werden, dass die unmittelbare menschliche Begegnung, sei es in der Spielart Lehrer-Student (in Anlehnung an die Beziehung Meister-Schüler im *Chassidismus*, die er in mehreren seiner Bücher im Einzelnen entfaltete) oder in der wechselseitigen Freundschaft (ausführlich dargestellt in anderen, romanhaften Werken) ein wesentlicher Bestandteil des Lernens und ein Eckstein seiner Pädagogik war.

2 Fragen und Diskutieren als Forschungsmethode

Ein weiteres Schlüsselement in Wiesel's Lehre war die *Haltung des Fragens*. Das Fragen, wiederum direkt aus einem förmlichen und gut dokumentierten jüdischen Kontext abgeleitet, findet seinen vollkommenen Ausdruck in der *talmudischen* Literatur, in der jede Behauptung, die von einem Weisen im *Talmud* aufgestellt wird, sofort einem ganzen Bündel aus Fragen ausgesetzt ist:

Von wem hast du diese Lehre übernommen? Was ist die Schriftgrundlage für diesen Grundsatz? Weist dieser Begriff eine wesentliche Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit zu anderen gesetzlich-theoretischen Diskussionen in anderen *talmudischen* Diskussions-Einheiten (*sugyot*) auf?

Während die Logik und die hermeneutischen Regeln des *talmudischen* Diskurses formalisiert und voraussehbar sind (vgl. *Luzzato*, *Chajes*, *Steinsaltz* u.a.), ist die Art, in der Wiesel im Seminarraum fragt, weniger streng, dafür aber anpassungsfähiger an Studierende mit unterschiedlichem Hintergrund und unterschiedlichen Bezugsgrößen. Er entfaltete eine Reihe von Fragen an den jeweils behandelten Text vom Erwartbaren (Worüber handelt das Buch? Wo ist Gott bei all dem?) zum Erhabenen (Worin besteht die Hoffnung? Klagt diese Erzählung eine Person oder ein ganzes System an? Wie bekämpfst du einen Feind, der gleichzeitig dein Bruder ist?). Die Fragen waren so gut wie die Argumente zu ihrer Verteidigung, und wie auch an anderen Stellen in der pädagogischen Tradition des Judentums dienten sie dazu, sowohl die Lernenden als auch die Lehrenden voranzubringen.

Die herausragende jüdische pädagogische Erfahrung, der *Seder an Pessach*,³ beginnt seinen Mittelteil, der als Gespräch gestaltet ist, mit den berühmten »Vier Fragen«. Die verschiedensten Kommentare (der Text für den Abend, die *Haggadah*, ist in Tausenden von Fassungen immer wieder veröffentlicht und ediert worden) diskutieren darüber, ob die Vier Fragen im Verlauf des *Seder*-Abends überhaupt gestellt werden oder ob nicht: Die eine Seite beharrt darauf, dass die Fragen überhaupt nie beantwortet werden, die andere argumentiert, dass sie in den darauf folgenden zwei Zeilen beantwortet werden, aber eine dritte findet die Antworten im übrigen Text der *Haggadah*.

Wiesels Fragen im Seminar bezüglich des Textes und der Intention seines Verfassers, bezüglich seiner Relevanz für andere Bücher, die im Verlauf des gleichen Seminars diskutiert wurden, seiner Beziehungen zu anderen Büchern aus seiner Zeit und aus anderen Zeitepochen, schließlich bezüglich seiner Bedeutung für das Leben und die Fragen der Studierenden, mögen ähnlich gewesen sein: Es kann sein, dass die Fragen unverzüglich beantwortet werden, für den Rest des Tages oder des Jahres offen bleiben oder vielleicht sogar ein ganzes Leben lang.

Wiesel gab oft seiner Überzeugung Ausdruck, dass »eine gute Frage besser ist als eine gute Antwort.« Er zitierte den Grundsatz der *Briskers*, der litauischen Schule der *talmudischen* Studien:

»Niemand ist je daran gestorben,
dass er eine gute Frage hatte.«

3 Narrative Imagination: die Macht der Geschichten

Ein drittes grundlegendes Element von Wiesels Pädagogik ist die *Macht der Geschichten*, um es mit einem Untertitel eines der Seminare über die Literatur der Erinnerung im Jahr 1990 zu sagen. Man kann dieses Konzept auch unter der Bezeichnung »narrative Imagination«, »Erzählung« oder »veranschaulichendes Gleichnis« diskutieren. Dieses Stilmittel ist in der religiösen Literatur weit verbreitet, von den Gleichnissen *Jesu* über die Aphorismen des *Buddha* bis zu den *chassidischen* Erzählungen. Und dennoch sollte man Wiesels Bezugnahme auf die Macht der Geschichten, die starke Wirkungen im Leben der Zuhörer auslösen, nicht unterschätzen.

Wiesel sagte einmal, die Macht der Geschichte bestehe darin, die Geschichte bis zu ihren extremen Möglichkeiten auszudehnen. Diese Möglichkeit kann eine Beziehung, eine Erfahrung oder sogar die Wahrnehmung des Göttlichen sein. Eine Geschichte präsentiert eine schwer verständliche oder kurzlebige Vorstellung in einem leichter zugänglichen Kontext. Das bringt das schwer zu Verstehende oder sogar Unfassbare näher.

Sogar das Göttliche lässt sich mit Hilfe anthropomorpher Begriffe verstehen, wie es *Hiob* gemeint haben könnte, wenn er sagt (19,26):

»In meinem Fleisch werde ich Gott sehen.«

4 Jüdische Identität – partikular und universal

Das vierte und wahrscheinlich wichtigste Element von Wiesels Pädagogik im Seminarraum ist

3 Vgl. Klawans, Jonathan (2001): Was Jesus' Last Supper a Seder?, in: Bible Review 17, S. 24–33.

die Überzeugung: »Je mehr ich jüdisch bin, desto menschlicher bin ich.«

Geleitet von der Vision von *André Malraux*, das »21. Jahrhundert wird religiös sein oder es wird überhaupt nicht sein«, lehrte und umriss Wiesel die Vorstellung, je tiefer sich jemand seine eigene Glaubenstradition zu eigen mache, desto menschlicher werde er, sogar in einem universellen Sinn. Das bedeutet keinesfalls einen Schwenk zum *Synkretismus*, zu einer gemeinsamen Glaubensüberzeugung für die ganze Menschheit; vielmehr ist es entschieden partikularistisch gemeint. Es geht dabei auch nicht um eine *ökumenische* oder *evangelikale* Ausrichtung.

Wiesel hielt als sein Ideal fest: Nicht alle Menschen sollten ein und dieselbe Glaubensrichtung annehmen, sondern eher sollte »der Jude ein guter Jude sein, der Christ ein guter Christ, der Muslim ein guter Muslim«. Alle sollten sich um den Weg der Demut, der Orientierung am Plan Gottes, der Wertschätzung sowohl der Vielfalt wie der Einheit des Seins bemühen, »geschaffen nach dem Bild und Gleichnis Gottes«. So wird jeder spirituelle Weg zum einen ein partikularistischer Weg zur Selbstverwirklichung und Selbstaktualisierung und öffnet gleichzeitig von einem Ort der Sicherheit und des Vertrauens aus die Fähigkeit, andere nicht so zu verstehen und wert zu schätzen, wie wir sie gerne hätten, sondern vielmehr so, wie sie sind.

Wiesel lehnt mit absoluter Entschiedenheit ebenso eine Verwässerung religiöser Erfahrung ab. Seiner Meinung nach öffnet nur die möglichst ehrliche, aufrichtige und mit Gott rechnende Vertiefung im Glauben die Seele für das Wesen des

Menschen, das sympathisch, sensibel, mit sich selbst vertraut, verantwortlich sein soll, weder allein noch dazu entschlossen, gleichgültig beiseite zu stehen, wenn ein anderer allein, isoliert, ohne Freunde und einsam ist.

Die Pädagogik Elie Wiesels, so wie sie an seinen Seminaren an der Universität abgelesen werden kann, ist sehr deutlich in seiner intellektuellen, spirituellen und sozialen Erfahrung als Jude verwurzelt. Damit dürfte sie durchaus Elementen im Christentum und im Islam entsprechen, besonders so, wie sie hier dargestellt wurde. Ihre Entsprechungen zu östlichen spirituellen und unterrichtlichen Praktiken sind noch auszuloten; allerdings ist es unwahrscheinlich, dass die Vorstellung, wonach der Weg zum universell Menschlichen über eine gründliche und vollständige Vertrautheit mit der eigenen religiösen Identität führt, nur in der westlichen Tradition verwurzelt ist.

Wiesels Einfluss auf das amerikanische Judentum im 20. Jahrhundert, auf die globale Bewegung zugunsten von Menschenrechten und Frieden wird von der Wissenschaft noch nicht genügend wahrgenommen. Wahrscheinlich wird die kontinuierliche kritische Aufmerksamkeit eher andauern, die man Wiesels philosophischen, spirituellen und humanistischen Überzeugung angeeignet lässt und die er sowohl durch seine Schriften wie durch seine Auftritte in den Medien verbreitet hat – nicht zuletzt in seinen vierzig Jahren als Professor an der Universität, die meisten davon als *Professor in the Humanities*, das man wörtlich übersetzen könnte als: *Professor für die Wissenschaft vom Menschen*.